

Literatur und Revolte

Vom 17.Juni 1953 bis zu Solidarnósz 1981

Von Wolf Scheller

Bertolt Brecht war in den frühen Fünfzigern in der Sowjetzone durchaus nicht beliebt. Er gehörte zwar zur Spitze der kulturellen Prominenz, aber die Funktionäre in der Partei fürchteten seinen Witz, die Klaue des chinesischen Teewurzellöwen. Aber es war eben mehr als ein böser literarischer Witz, als er nach dem Debakel des 17.Juni 1953 Walter Ulbricht und den Seinen einen guten Rat zu geben schien:

„Nach dem Aufstand des 17.Juni
 Ließ der Sekretär des Schriftstellerverbands
 In der Stalinallee Flugblätter verteilen
 Auf denen zu lesen war, daß das Volk
 Das Vertrauen der Regierung verscherzt habe
 Und es nur durch verdoppelte Arbeit
 Zurückerobern könne. Wäre es da
 Nicht doch einfacher, die Regierung
 Löste das Volk auf und
 Wählte ein anderes?“

Natürlich war sich das Regime der Tatsache bewußt, daß die katastrophale wirtschaftliche Lage dieses Frühjahrs einen wesentlichen Anteil an der Vorgeschichte der Unruhen gehabt hatte. Aber diese Unzufriedenheit hatte eben nicht nur wirtschaftliche Gründe. Noch Ende Juni 1953 beschloß die Deutsche Akademie der Künste unter dem Vorsitz von Johannes R. Becher Meinungsfreiheit in wissenschaftlichen und künstlerischen Debatten. Und in der Tat konnten im Nachgang auch einige freimütige Artikel erscheinen: Von Becher und Brecht, von Peter Huchel und Erwin Strittmatter, von Arnold Zweig und Wolfgang Harich. Erich Loest schrieb eine vernichtende Kritik über die Presse und ihre Rolle in dieser Legitimitätskrise der Ostberliner Machthaber. Die Quittung kam ein paar Jahre später, als Harich und Loest unter dem Vorwurf „konterrevolutionärer Bestrebungen“ verhaftet und zu langjährigen Zuchthausstrafen verurteilt wurden.

Brecht, der die Zerschlagung oppositioneller Erscheinungen durch Ulbricht in den Jahren 1956/57 nicht mehr erlebt hat, saß in keiner Parteizelle, wußte aber, was die Leute auf der Straße dachten. So verfaßte er schon kurz vor dem 17.Juni ein Gedicht mit der vagen Überschrift „Bei der Lektüre eines spätgriechischen Dichters“. Gemeint war indes der neugriechische Lyriker Kavafis(1863 – 1933):

„In den Tagen, als ihr Fall gewiß war –

Auf den Mauern begann schon die Totenklage –
 Richteten die Troer Stückchen grade, Stückchen
 In den dreifachen Holztoren, Stückchen,
 Und begannen Mut zu haben und gute Hoffnung.“

Aber mit der Hoffnung war es nicht eben weit, mit dem Mut schon gar nicht. Das Tauwetter nach dem 17.Juni dauerte nur kurze Zeit Während im Westen „die Plebejer den Aufstand probten“(Grass), schrieb Heinar Kipphardt ein Theaterstück, das zeigen sollte, wie es zugeht bei der „ideologischen und künstlerischen Erziehung der Leser und Autoren“. „Shakespeare dringend gesucht“ hieß sein Titel. Kein Theaterleiter, der auch nur einen Funken politischen Verstands besaß, hätte das Stück damals aufführen lassen können. Kipphardt(„Ich habe das Stück dem Präsidenten der DDR gewidmet!) kam dann erst nach dem 17.Juni zum Zug. Im Herbst erhielt er den Nationalpreis der jungen DDR.

Gegen Stefan Heyms 17.Juni-Roman „5 Tage im Juni“ hingegen machte die SED jahrelang Front, bis das Buch dann Anfang der Siebziger Jahre erscheinen konnte. „Du musst dich erinnern,“ lautet das Motto des Romans „Horns Ende“(1985) von Christoph Hein. Zur Rede stehen die fünfziger Jahre in der DDR, die Zeit der Abrechnung mit den oppositionellen Intellektuellen um den Aufbau-Lektor Walter Janka und den marxistischen Philosophen Wolfgang Harich nach der Niederschlagung des Ungarn-Aufstandes im November 1956. Die Hauptfigur im Roman – Horn – ist nach dem 17.Juni ´53 aus der Partei ausgeschlossen und in die Kleinstadt Guldenberg als Leiter des Heimatmuseums versetzt worden. Auch hier: Literatur versus Geschichtslüge.

„Den 17.Juni“, so schrieb Heiner Müller, „habe ich nur als Beobachter erlebt...Aus dem U-Bahn-Schacht am Potsdamer Platz stieg Stephan Hermlin, pfeiferauchend. Er war der einzige bekannte Prominente, den ich auf der Straße gesehen habe.“ Allerdings räumt Müller ein, möglicherweise „ein Gespenst gesehen zu haben“: „Hermlin sagt, dass er zu dieser Zeit in Budapest war.“ Immerhin: Der „Beobachter“ Heiner Müller schreibt sein erstes großes Stück „Der Lohndrücker“. Es geht um einen DDR-Helden der Arbeit Hans Garbe, über den schon Brecht hatte schreiben wollen. Der 17.Juni kam da nicht mehr vor. Heiner Müller hat aber bei diesem Aufstand in die „Feme-Gesichter, hagere, fanatische Gesichter“ gesehen – und befand: „Die Leute waren eher angenehm erregt.“ Überhaupt wird man rückblickend kaum sagen können, daß die Ereignisse des 17.Juni die schriftstellernde Elite in beiden deutschen Staaten zu größeren Anstrengungen animiert hätten. Vielleicht hielten es die meisten eben doch mit ihrem Kollegen Günter Kunert, der gelegentlich über diese Jahre bemerkte: „Es war eben doch nicht alles schlecht in der DDR. Es konnte einem nur schlecht werden.“

Auf Ostberlin folgte Budapest, auf Budapest Prag – und dann – 1981 – Solidarnósz, der Aufstand auf der Leninwerft in Danzig – und schließlich das Kriegsrecht in Polen. Ungarn, die CSSR, Polen – seit altersher Literaturländer. Im November 1956 zerschlug eine „sowjetische Agentur“ (so der Schriftsteller István Eörsi), die sich Revolutionäre Arbeiter- und Bauern-Regierung nannte, die revolutionären Selbstverwaltungsorgane der Arbeiter und Bauern, die sie massenhaft an den Galgen brachte und in die Gefängnisse sperrte. Von Imre Nàgy bis Janos Kadàr. Die meisten Schriftsteller in Ungarn hatten nach der brutalen Niederschlagung der Revolution von 1956 mangels Alternative ihren Sonderfrieden mit der Führung in Budapest geschlossen. Sie verdrängten die Erinnerung an die Revolution und ihre Niederwalzung durch die Panzer der Sowjetarmee in den Straßen von Budapest. Nur wenige haben über diese „bleierne Zeit“ geschrieben – wie etwa György Dalos in seinem Roman „Der Gottsucher“. Der Erzähler läßt freilich keinen Zweifel daran, daß in diesem Land mit seinen geduckten Bürgern, die nur noch ein Wunder retten kann, Wunder eben nicht geschehen. Auch György Konrád hat in seinen Romanen und Essays dieses Trauma von Budapest 1956 immer wieder beschworen. Am eindringlichsten aber werden diese bitteren Tage und Wochen im „Buch der Erinnerung“ von Peter Nádas dargestellt. Doch diese Autoren, die damals noch Kinder oder Jugendliche waren, schrieben aus der Distanz von drei, vier Jahrzehnten. Sie blieben in der Minderheit. Vergangenheitsbewältigung – darunter verstanden und verstehen die meisten ungarischen Erzähler vor allem den Weltkrieg und den Holocaust. Dazu paßt, dass ein Erzähler wie Tibor Déry (1894-1977) heute nahezu in Vergessenheit geraten ist. Déry, der nach dem Volksaufstand von 1956 eine langjährige Haftstrafe verbüßen mußte, im Ausland aber nach wie vor als einer der bedeutendsten ungarischen Autoren gilt.

„Wenn auch von Dubcek nichts mehr bleiben wird: Diese schrecklich langen Pausen, als er nicht mehr atmen konnte und nach Luft rang, vor dem ganzen Volk, das mit den Augen am Bildschirm hing, diese Pausen werden bleiben“, läßt Milan Kundera seine Heldin Theresa in „Die unerträgliche Leichtigkeit des Seins sagen“ sagen. Dieser Roman über das Ende des Prager Frühlings im August 1968 brachte Kundera Weltruhm ein. Er hatte ihn aber im Pariser Exil geschrieben – 1984 – und in französischer Sprache. Andere Schriftsteller gingen nach Deutschland oder Österreich wie Ota Filip, Ivan Divis oder Jiri Grusa und Libuse Monikova. Pavel Kohout („Wo der Hund begraben liegt“) schrieb seine bitteren Satiren über das gewaltsame Ende des Prager „Sozialismus mit menschlichem Antlitz“: „Im Schriftstellerclub entschuldigte sich der Ober Jeneicek verlegen, er dürfe mich nicht mehr bedienen. Ich packte aus meiner Tasche Wurst und Brot aus, schnitt von beidem mit dem eigenen Taschenmesser

etwas ab und bemühte mich, so normal zu schlucken, als wenn nichts wäre. Der Speiseraum begann sich zu füllen. Kollegen, die sich bereits durch gutes Benehmen den Klubausweis gesichert hatten, grüßten mich erschrocken. Unter ihnen war kaum jemand, der nicht vor zwei Jahren die feierliche Solidaritätserklärung unterzeichnet hatte. Damals dachte man sogar an Todesstrafe. Jetzt, da es nur um Erbsensuppe ging, mieden die Kollegen meinen Tisch." Prag, Im August 1968, für die jüngeren tschechischen Autoren nur eine Fußnote im Buch der Geschichte, jedenfalls kein Thema mehr.

Das trifft auf Polen in ähnlicher Weise zu. Dabei sticht der allgemeine Unwille ins Auge, sich mit der jüngeren Geschichte Polens literarisch auseinanderzusetzen. Der Zusammenbruch der kommunistischen Ära, das Phänomen Solidarność, hat zwar zur Enttabuisierung mancher Kapitel der Vergangenheit beigetragen, aber bis jetzt hat der Aufstand der Werftarbeiter unter Führung von Lech Walesa keine überzeugende literarische Darstellung gefunden. Hinzu kommt: Jene, die ihre Literatur oft unter großem persönlichen Risiko „in den Dienst der polnischen Sache“ stellten, die mit Druckverboten zahlten, mit Schmähungen und unter dem Kriegsrechtsregiment des dunkel bebrillten Generals Jaruzelski schließlich auch mit Gefängnis und Internierung will man heute in Polen nichts mehr wissen. Sie sehen ihre Texte aufgrund ihrer zeitlichen Gebundenheit und Parteilichkeit entwertet. „Ich will keinem Menschen und keiner Sache(mehr)dienen“, sagt der Held im Roman „Bozydar“(1993) von Marek Nowakowski. Resignation, Ernüchterung, auch Enttäuschung. Der Generationswechsel hat vieles verändert. Autoren wie Andrzej Stasiuk oder Magdalena Tulli interessieren sich weniger für die Politik der Vergangenheit, sondern geben wieder der Sprachkunst den Vorrang. Unmittelbar nach Ausrufung des Kriegsrechts 1981 war ein distanzierter Blick angesichts von Panzern und Polizei ohnehin undenkbar. Was von den Tagen der Solidarność in der Literatur blieb, war eine Fülle von persönlich bezeugten Tatsachenbüchern: Tagebücher, Interviews, Autobiographisches, historische Essays, „Literatur der Fakten“. In einem Gedicht von Stanislaw Baranczak heißt es dazu bezeichnend:“ Und selbst wenn nicht: ich werde dennoch/ vor mir so tun, als sei mein Ort am Rande/ der Mittelpunkt der Welt.“ „Schriftsteller“, das hatte der Mitbegründer der Prager Charta 77, Ludwik Vaculik, gesagt – „das war einmal ein revolutionäres Wort.“